

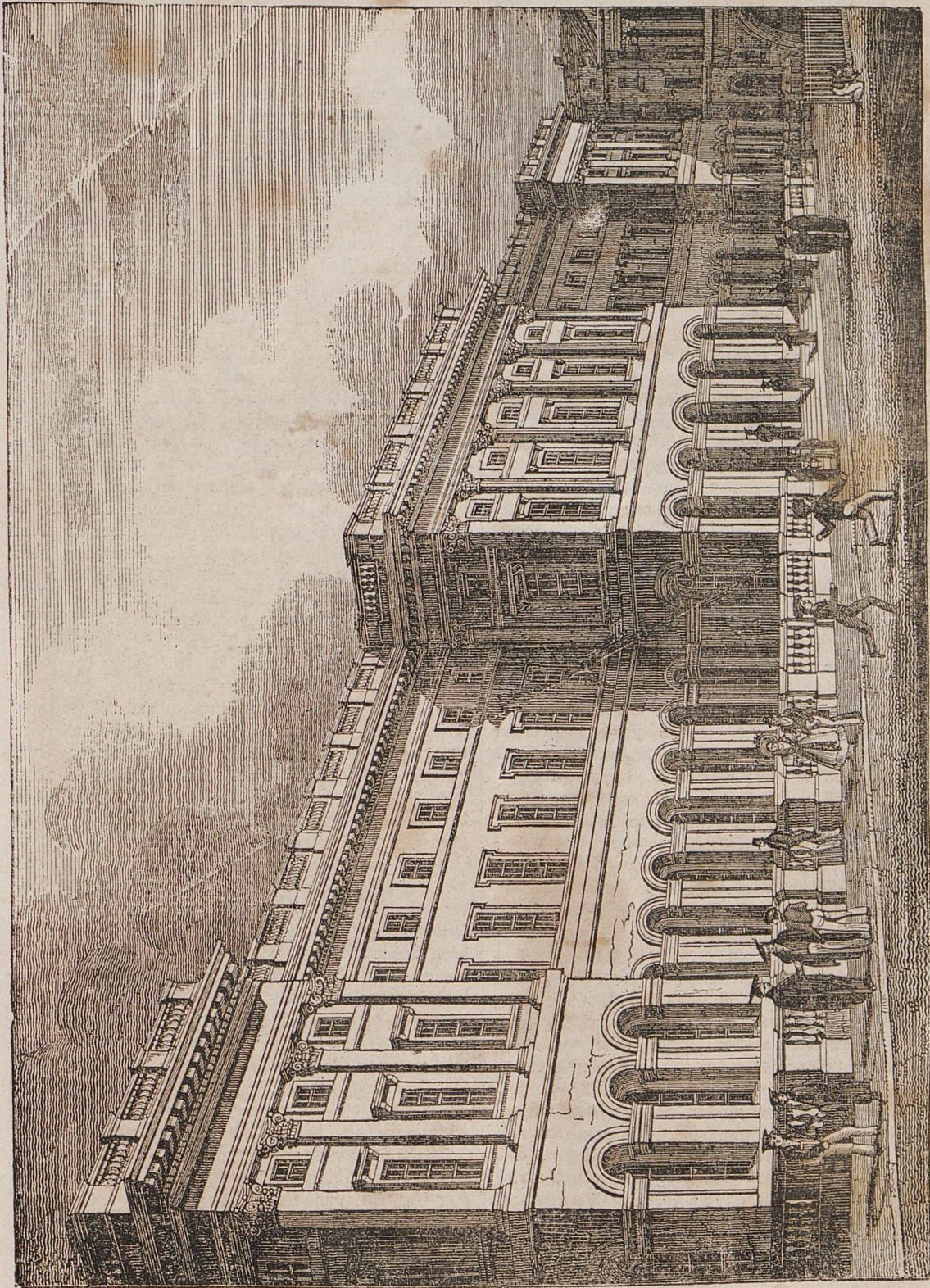
# Das Pfennig-Magazin

der  
Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

61.]

Erscheint jeden Sonnabend.

[Juni 28, 1834.



Das königliche Collegium (King's college) in London.

Oft schon haben sich die beiden entgegengesetzten politischen Electricitäten Englands, um uns so auszudrücken, die Torys und Whigs, auf eine empfindliche Art berührt, bald siegte die eine auf dem heimlichen Schleichweg der Intrigue, und bereitete sich den siegreichen Ausschlag durch kluge und systematische Unterminirung des Kampfplatzes, bald verfolgten beide den geraden Weg des öffentlichen Handelns, und wechselndes Glück krönte ihr Streben. Selten aber gaben die gegenseitigen Reibungen ein glänzenderes Resultat des Meinungskrieges als im Jahre 1828, wo die Tory's durch Unterzeichnung ansehnlicher Summen eine mit der Londoner Universität gleichsam in Konkurrenz tretende Lehranstalt stifteten. Die rasche Realisirung des Planes zeigt uns nur zu deutlich, daß man der Anhänglichkeit an Staats- und Verfassungsgrundsätze in England willig große Opfer bringt, und mit verschwenderischer Freigebigkeit, wo es die Verfechtung eines politischen Glaubensbekenntnisses gilt, den Weg zum Erfolge bahnt. Entscheiden wollen, ob das königliche Collegium ganz allein durch die Triebfeder des Oppositionsgeistes, oder aus der reinen Absicht, den Mängeln der Londoner Universität Abhilfe zu thun, entstanden ist, würde uns den gerechtesten Vorwurf der Vereizeligkeit zuziehen, doch vermuthen läßt sich wohl, daß beide Motive mehr oder minder gleiche Theile an dessen Stiftung haben. Was wir aber o. i. dem Studienplan der Londoner Universität Tad. m. w. erthes fanden, war der gänzliche und unbedingte Ausschluß der theologischen Facultät. Es konnte daher, wenn es von Seiten der Torypartei einmal auf thatsächliche Opposition abgesehen war, kein schicklicherer Vorwand zur Ausföhrung einer so kostspieligen Gegenmaßregel angeführt werden, als die Nothwendigkeit, in London eine Lehranstalt, mit welcher die theologische Facultät verbunden war, zu errichten. Wenn auch solche Vorrechte und Beneficien, wie sie das King's College genießt, wenn auch die Gunst einer einflußreichen Parthei, ja mehr noch der 1829 von der Regierung ausgestellte Vorrechtsbrief in England nicht einen so entschiedenen Einfluß auf das Erläuben einer öffentlichen Anstalt ausüben, als es in andern Ländern des Festlandes der Fall seyn würde; so verfehlen sie doch auch im Lande der Freiheit ihre Zaubervirkung nicht ganz, da wo die Torypartei im stillen und stolzen Bewußtseyn ihres überwiegenden Einflusses, oft ohne viel Geräusch gegen die Whigs in die Schranken tritt. Und dieses herrliche Resultat politischer Wirkung und Gegenwirkung ist das königliche Collegium, oder genauer Königscollegium (King's College). Längst schon hätten wir unsern verehrten Lesern mit dieser, erst vor wenigen Jahren in's Leben getretenen, Hochschule bekannt machen können; allein wir durften uns nicht übereilen, denn die Anstalt hätte ihres Zweckes verfehlen und der Kostenaufwand zu diesem großartigen Baue, die architectonische Pracht und der Umfang hätten mit dem Erfolge der Lehranstalt einen unangenehmen Contrast bilden können, und wir wären nur auf die geistlose Arbeit beschränkt gewesen, den geometrischen und architectonischen Maasstab an eine Hülle ohne Kern zu legen. Trefflich ist Londens Hochschule gediehen. Sie wurde den 8. Oktober 1831 eröffnet, die Verwaltungsbehörde, (Council, Concilium, Berathungsbehörde) legte nach ihrem sechsmonatlichen Bestande zuerst an die Oberbehörde Rechenschaft über den Stand des Collegiums ab. Es hatte sich in dieser kurzen

Zeit schon ein Anwachs von 750 Zöglingen ergeben; zufolge eines ähnlichen im folgenden Jahre an die nämliche Behörde ergangenen Berichtes war die Zahl bis auf 930 gestiegen und ist fortwährend im Zunehmen. Dieser letzten Berichterstattung ist noch der Zusatz beigefügt, daß der Zuwachs der letzten Jahresfrist nur aus ordentlichen Studirenden, d. h. solchen, welche für den ganzen Cursus immatriculirt sind, bestehe und man will dieses als ein günstiges, den guten Geist und die Vortreflichkeit des Systems dieser Anstalt darthuendes Ergebnis ansehen. Die Anstalt läßt nämlich auch den Besuch von außerordentlichen Studirenden zu, welche kein jährliches Einsatquantum, sondern nur den Professoren und Lehrern Honorare geben, und von manchen Verbindlichkeiten, z. B. Frequenz der Vorlesungen, Beivohnung der Andachtsübungen u. a. m., dem die ordentlichen Studirenden sich unterwerfen müssen, frei sind, dagegen aber auch auf manche Vortheile verzichten müssen. Die wichtigsten Personen der erwähnten Oberbehörde sind der König, als Patron der Lehranstalt, der Erzbischof von Canterbury als Ephorus, welcher von Zeit zu Zeit inspiciert; dem Herzoge von Wellington, welcher bei der ersten Sitzung zur Verfassung der Statuten das Präsidium führte, und viele andere angesehene Personen. Die Berathungs- und Verwaltungsbehörde bildet eine Gesamtheit unter dem Namen Council, welche aus 41 Mitgliedern besteht, nämlich 9 perpetuirliche Räte auf Lebenszeit, welche weder selbst kündigen, noch auch gekündigt werden dürfen; 8, welche kündigen und gekündigt werden dürfen; 21, wechselnde, unter denen jährlich 6 nach dem Ergebnis der Stimmenmehrheit austreten und durch neugewählte ersetzt werden. Das Präsidium dieser Behörde führt der Bischof von London. In ihren Geschäftskreis gehört die Berathung über alle das Gedeihen und die innere Verfassung betreffenden Gegenstände, die Disponirung über die Einkünfte, die Bestimmung der Gehalte für die Vorlesungen und den Unterricht in der Vorbereitungssehule, die Wahl der Professoren, die Anordnung der Lehrstunden, oder überhaupt die Organisation, der Entwurf der Zusätze zu den Statuten und Reglements. Wie bei der Londoner Universität, so ist auch hier dem gesammten Lehrpersonal ein Chef vorgesetzt, welcher die Funktion eines Disciplinarius ausübt, und hauptsächlich das Materielle und Formelle des Unterrichts controllirt. Die ganze Anstalt zerfällt in zwei Hauptdepartements:

1) in die allgemeine Unterrichtsanstalt oder das niedere Departement, für Zöglinge von 7 bis 16 Jahren; sie ist nicht etwa eine bloße Gelehrtensehule, sondern eine theoretische Vorbereitungsanstalt für alle bürgerlichen Geschäftsarten, sowohl für den Kaufmann als für den Techniker. Außer den allgemeinen Unterrichtsgegenständen nennen wir die französische und englische Literatur, die deutsche Sprache, architectonisches Zeichnen und Mathematik. Jeder Schüler bezahlt jährlich 15 Guineen (186 fl.) Schulgeld. Der Unterricht beginnt Morgens um 9 Uhr und schließt um 3 Uhr; die Mittagsstunde macht also keine Unterbrechung, da in England der Bürgerstand frühstens um 3 Uhr zu Tische geht. Die meisten weltlichen und geistlichen Lehrer unterhalten gegen eine mäßige Entschädigung Kostgänger, stehen aber auch in dieser Hinsicht unter Controlle des Conciliums oder Universitätsrathes. Gemäß dem Hauptgrundsatz der Anstalt, die christliche Erziehung der Zöglinge zu för-

dem, wird auf den Religionsunterricht das größte Gewicht gelegt und alle Sorgfalt auf die practische Eindringlichkeit der Religionsvorträge verwendet, so wie es den Lehrern auch zur Pflicht gemacht ist, durch die Kraft ihres eigenen Beispiels auf den sittlichen Lebenswandel der Schüler einzuwirken zu streben. Täglich ist eine Religionsstunde und der Unterricht beginnt und schließt mit einem Gebete. Die Anzahl der Schüler beläuft sich auf circa 400.

Die Studirenden des königl. Collegiums (King's College Students.) Der academische Cursus zerfällt in die allgemeinen bildenden Wissenschaften und die Facultätswissenschaften. In Bezug auf den Besuch der ersteren sind sämtliche Studenten einem Studienplane unterworfen, jedoch übt das Concilium in Verwaltung dieses Reglements keine so große Strenge aus, als daß es nicht jedem nachließe, die Vorlesungen nach seinen individuellen Neigungen zu wählen. Dieser Cursus der universellen Wissenschaften begreift in sich: Religion, Philologie, Mathematik, englische Literatur und Sprache, verbunden mit practischen Uebungen, französische, deutsche, italienische und spanische Sprache, Experimentalphysik, Geologie, Zoologie u. c.; zu den Facultätswissenschaften gehört Jurisprudenz und engl. Rechtsverfassungskunde, Theologie mit Inbegriff der orientalischen Sprachen und Medicin. Während man noch vor etwa 5 Jahren an den Einrichtungen der medicinischen Facultät viel Mangelhaftes und Tadelnswerthes fand, ist sie jetzt mit den deutschen Facultäten ganz gleich zu stellen, und erfreut sich Seitens der Regierung einer ganz besondern Begünstigung. Jeder Mediciner ist gehalten, zuvor den universellen Cursus zu machen; für den ganzen medicinischen Cursus von 2 Jahren bezahlt der Mediciner, wenn er durch einen Actieninhaber angemeldet ist, 50 Guineen. Die Examinatoren, zu deren Besuche jeder Studirende gesetzlich verpflichtet ist, haben ihren Nutzen durch talentvolle junge Aerzte, welche aus der medicinischen Schule des King's College hervorgingen, auf eine unbestreitbare Art bewährt. Wie wir schon oben bemerkten, ist in den Statuten der Grundsatz festgestellt, daß das King's College zugleich eine religiöse Bildungsanstalt seyn solle; die Erfahrung nun, daß unter den verschiedenen Ständen Englands die Mediciner sich von den Gebräuchen des christlichen Lebens, dem Besuch der Kirche u. c. auszuschließen pflegen, vermochte den Universitätsrath, den Professoren der medicinischen Facultät unter den Fuß zu geben, daß ihnen ihre indirecte Mitwirkung zur Realisirung des Grundsatzes der christlichen Erziehung wünschenswerth seyn würde. Weit entfernt also, den Studirenden der Medicin Geseze in dieser Hinsicht vorzuschreiben, stellte man ihnen frei, sich zu den Morgengebeten in der Capelle einzufinden. Man rühmt an ihnen nicht allein die Regelmäßigkeit, mit welcher sie dem Gottesdienst beiwohnen, sondern man sagt es ihnen selbst zum Lob nach, daß sie den Vorlesungen der Moral und Glaubenslehre beiwohnen und sich selbst den Prüfungen über diese Unterrichtsgegenstände unterziehen. Zwar hat man die Motive eines solchen Verhaltens als sehr zweideutig angesehen und einen Antheil derselben in dem Reize äußerer Vortheile sehen wollen; wäre dieses gegründet, so müßte der Universitätsrath, dem weder die Stimme der öffentlichen Meinung, noch auch der wahre Geist der Studirenden, hinsichtlich ihrer Religiosität ent-

gehen kann, darauf bedacht seyn, jeden Einfluß, den der Besuch der Capelle und der Religionsvorlesungen auf das Zeugniß und auf die Vertheilung der goldenen Preismedaille haben könnte, abzuwenden, denn alsdann würde die Anstalt Heuchler und keine Christen erziehen. Während wir Deutschen es jedoch unter der Würde der Religion finden, mit dem Höchsten und Heiligsten gleichsam Handel zu treiben, sollen es gleichwohl die Statuten des King's College mit sich bringen, für die Religionskenntnisse und das sittlich gute Verhalten der Studirenden, (junge Leute von etwa 20 Jahren, in denen das Licht der Vernunft doch längst getagt haben muß) lockende Preise auszustellen; durch verderbliche Einrichtungen dieser Art kann die Anstalt die Ehre ihres Systems nur in den Augen der Schwachen, nicht aber vor dem Urtheile der Helldenkenden retten. London hat also gegenwärtig 2 Universitäten, das King's College und die Londoner Universität, von welcher letztern wir eine Beschreibung nebst Abbildung in einer der nächsten Nummern liefern werden.

### Besondere Sprach-Gebräuche.

1) Der Sprachgebrauch: Jemanden etwas sub rosa, d. h. unter dem Siegel der Verschwiegenheit mittheilen, rührt von einer Sitte der alten Griechen und Römer her, welche bei ihren Gastmahlen die Rose als Sinnbild des Schweigens über der Gastafel aufhingen, um damit anzudeuten, daß es zweckmäßig sey, die Tischgespräche nicht weiter auszulandern.

2) Kann man sich auch auf etwas nicht Körperliches, Unmaterielles legen? o ja! im Deutschen legt man sich z. B. auf irgend eine Kunst, auch wohl auf das Spiel oder auf den Trunk, und allerdings liegt derjenige, welcher das letztere thut, oft hart genug. Ganz verschieden ist aber der Begriff von auflegen und aufliegen, welches letztere gleichbedeutend mit herumtreiben oder auch mit durchliegen ist.

3) Man sagt: es sey Jemand in der Rede stecken geblieben; richtiger wäre es wohl, zu sagen: die Rede sey in ihm stecken geblieben.

Göthe konjugirt stecken folgendermaßen: Ich stecke, du stickest, er sticht; er macht also einen Begriffsunterschied zwischen stecke und stecken, nämlich wenn das Loch bereits da war, so ist die transitive oder handelnde Form: Ich stecke, du steckst, er steckt; die ruhende oder intransitive, jedoch: ich stecke, du stickest, er sticht, z. B. im Fasse, Kerker; und dieses sagt man denn von dem bereits gesteckten Gegenstande. Daß stechen davon sehr verschieden ist, bedarf keiner Erwähnung.

4) Man kann aus dem Deutschen ins Französische übersetzen und übersehen: ersteres geschieht in den Schulen, letzteres indem man bey Straßburg über den Rhein fährt.

5) Steine zu tragen, ist für den Armen oft eine schwere Arbeit; der Reiche thut es zum Vergnügen, und auch die Frauen theilen dieses, freilich nur, indem sie geschnittene und gefasste Steine tragen.

6) Sehr oft wird der Diener der Bediente genannt; mit demselben Rechte würde man den Herrscher, den Beherrschten; den Lehrer, den Belehrteten; den Zahler, den Bezahlten; den Zauberer, den Bezauberten nennen können.

7) Die Zeitwörter: sagen, reden und sprechen sind ziemlich gleichbedeutend; wie verschieden ist aber die Bedeutung von versagen, verreden und versprechen; ebenso von aussagen, ausreden

und aussprechen; so wie von zusagen, zureden und zusprechen.

### Die große Glocke von Moskau.

Die russischen Kirchen haben viele und häufig große Glocken, welche meist in besondere, von den Kirchen ganz getrennten Stühlen oder Thürmen hängen und bei denen, nicht wie es bei uns zu geschehen pflegt, die Glocke selbst, sondern der Klöppel in Bewegung gesetzt wird. Die erstere ist am Glockenstuhl oben befestigt. Eine solche Glocke in dem zur Johannis-Kirche in Moskau gehörigen Thurm wiegt nach Angabe des englischen Reisenden Clarke, der vor kaum zehn Jahren dort war, über 55 Tonnen; dies betrüge also über 110,000 Pf. und „wenn sie ertönt, erschallt ein dumpfer, klagender Ton in ganz Moskau, wie wenn die tiefsten Töne einer großen Orgel angegeben werden, oder in die Ferne der Donner hinrollt.“ Sie ist eben dennoch nicht mit jener seit so vielen Jahren berühmten eigentlich so benannten großen Glocke daselbst zu vergleichen, denn diese soll gegen 430,000 Pf. wiegen und findet sich mitten im alten Kreml, im Palast der Czaaren, von einem Schachte gleichsam umschlossen, in welchen sie, als eine Feuersbrunst ihren Thurm verzehrte, hinabgestürzt seyn soll. Doch ist dem nicht so, sie liegt im Gegentheil noch da, wo sie gegossen wurde; man hätte eben so gut ein Linienschiff vom ersten Rang emporheben können. Es wurde nur ein Gebäude über dieselbe aufgeführt und als dies abbrannte, erhitzte sich die Glocke; durch das des Eischens wegen hinzugegossene Wasser bekam sie dann einen gewaltigen Riß, den das vorstehende Bild ziemlich genau andeutet. Man sieht hier auch, wie man auf Leitern in die Höhle hinabsteigt, welche oben durch eine Fallthüre verschlossen ist. „Die Glocke zeigt sich, wie ein Metallberg,“ sagt Clarke, „und ihrer Glockenspeise soll viel Gold und Silber beigemischt worden seyn, da Adel und Bürger, als sie im Flusse war, ihr Geschirr und Geld hineinwarfen, um eine dem Himmel, ihrer Meinung nach, wohlgefällige Gabe zu spenden.“ Clarke wollte gern eine Probe abtheilen, aber die Ehrfurcht der Russen ließ es nicht zu; auch keinen Gran konnte er bekommen. Er sah nur, daß der Bruch weiß entgegen schimmerte und dem gewöhnlichen Glockengut nicht ähnlich sah, wodurch vielleicht die Meinung von Silberwaaren und Gold begründet und erhalten worden seyn mag.

An Feiertagen kommen die Landleute häufig hierher, statt in die Kirche zu gehen und bekreuzen sich beim Herab- und Hinaufsteigen. Die Grube ist auf dem Boden mit Wasser und Bauholzresten bedeckt und die Leitern sind so unsicher, daß man unten sich sehr in Acht nehmen muß, beim Herabsteigen aber leicht stürzen kann. Clarke hatte dies Geschick und kam kaum mit dem Leben davon. Er gab sich die Mühe, das Verhältniß ihrer Masse zu ermitteln und da sie ein Paar Fuß in die Erde eingesunken ist, konnte er zwar nicht den äußersten Umfang der Grundfläche bestimmen, aber fand doch, daß sie in der Linie unmittelbar auf dem Boden 67 Fuß und 2 Zoll habe. Senkrecht hielt sie, vom Knopfe bis zum Ende 21 Fuß,  $4\frac{1}{2}$  Zoll. Die größte Dicke, da wo der Klöppel darauf gefallen wäre, enthielt 23 Zoll. Es ließ sich dies bestimmen, weil man da wo der Bruch war, die Hand hinein stecken konnte. Der Guß geschah unter der Regierung des Czaaren Alexis 1653, wie Clarke meint, obschon die Russen



meist die Regierung der Kaiserin Anna, am Anfange des vorigen Jahrhunderts, als den Zeitpunkt dafür annehmen, weil sie sich durch die weibliche Figur auf der Außenwand täuschen lassen, die vielleicht eine Maria andeuten sollte.

### Der Wallfisch und der Wallfischfang.

(Schluß.)

Wenn die Wallfischfahrer im Eismeere angekommen sind, befestigen sie an der Bramstange ein altes, offenes Faß, das als Wacht haus dient, aus dem nun ununterbrochen, bald dieser, bald jener, auf die etwa vorbeipassirenden Wallfische acht hat. Ein solches Faß heißt das Krähenest. Aber freilich kostet es oft Finger und Nase, so kalt schneidet der Wind. Manchmal tobt dieser auch so heftig, daß der Matrose fürchten muß, wie ein Federball herauszufliegen, wenn sich der Mast wie eine Haselruthe biegt und das Krähenest gleich einer tauben Rufe herabzustürzen droht. Indessen die Hoffnung, einen Fang zu thun, läßt Alles vergessen, alle Gefahren verachten, alle Kälte überwinden. Es giebt nur eine Furcht in dem häßlichen Neste: umsonst darin zu frieren und keinen Wallfisch gewahr zu werden. Endlich ist ein solcher gesehen worden. Ein Boot wird so leise als möglich ausgefetzt und kühn rudert es so nahe als möglich heran. Das Gehör des Wallfisches scheint nicht sehr scharf zu sein und dies begünstigt seine kühnen Feinde. Mit einem Male saust die mächtige Harpune, von kräftiger Hand aus dem Vordertheile des Bootes geworfen, in seinen Rücken und dringt durch die dicke Lage Speck ins Fleisch hinein. Der Schmerz, die Ueberraschung äußern ihre Wirkung. Das verwundete Thier will entfliehen. Jetzt ist für das Boot der gefährlichste Augenblick gekommen. Der Wallfisch schlägt fürchterlich mit dem Kopfe, den Flossen oder Finnen, besonders mit dem Schwanz, in welchem er die größte Muskelkraft besitzt und welcher das Fahrzeug mit der Mannschaft zu vernichten droht, wenn es nicht schnell aus seinem Bereiche kommt. Doch fast im nämlichen Augenblicke schießt er pfeilschnell in die Tiefe des Meeres hinab. So wie er dem Auge entschwand, wird auf dem Boote eine Flagge hingesteckt, und alle, die auf den entferntesten Schiffen es sehen, rufen nun „Ein Fall, ein Fall!“ Zugleich machen sie

mit Stampfen und Springen einen Teufelslärm. Alle, die nicht gerade die Wache hatten und in der Kajüte oder im Raume sich wärmten, springen nun schnell aus der Hängematte, von dem Heerde auf und eilen aufs Verdeck, halb oder ganz angekleidet, wie es kommt, und wenn es Eis friert. Hemde, Strümpfe, Beinkleider, reichen hin. Das Lösungswort: „Ein Fall, ein Fall!“ begeistert alle, wie wenn eine Nummer das große Loos verkündet. Freilich wer mit der Bedeutung des Wortes nicht bekannt ist, kann durch den Lärm, womit es ausgesprochen und begleitet wird, leicht in Todesangst gerathen. Ein Engländer, der die Fahrt nach jener Breite nur mitmachte, die Wallfischjagd kennen zu lernen, glaubte, als er alle in die Boote stürzen sahe, ohne eine Gefahr zu bemerken, daß die Mannschaft närrisch geworden sey. Ein anderer dachte nicht anders, als daß das Schiff in Gefahr sei, zu sinken. Bei einem dritten war der Schrecken so groß, daß der Tod erfolgte. Je weniger von den rohen Matrosen eine Aufklärung zu erhalten ist, je mehr alle nur Kopf und Hände voll mit dem Herablassen der Boote zu thun haben, desto größer muß die Bestürzung eines davon ununterrichteten Reisenden sein.

Die Harpune, wissen wir, ist an einem Taue befestiget, und die Schnelligkeit, womit der Wallfisch hinabschießt, macht, daß dies Tau, auf dem Bord hingleitend, häufig zu rauchen anfängt, den Harpunier ganz in Rauch einhüllt und nur gegen das Anbrennen selbst geschützt wird, indem man immer Wasser darauf schüttet. Oft ist es abgelaufen, ehe ein zweites Tau angeknüpft werden konnte. Jeder Matrose greift dann nach einem Ruder. Ein andermal stellt sich dem Laufe oder Abwinden des Taus ein Hinderniß entgegen, welches nicht gleich beseitigt werden kann. Dann wird das Boot unsehlbar ins Wasser gerissen und jeder von der Mannschaft kann nichts thun, als mit seinem Ruder nachzuspringen, um dann das Leben zu retten, so gut er es vermag. Besonders muß sich jeder in Acht nehmen, nicht etwa in das Tau zu gerathen, wenn es so abläuft. Er würde im Augenblicke verloren sein. Scoresby erzählt, wie einer seiner Leute mit dem Fuße in so eine Schlinge kam. Das Tau zog ihn nach der Spitze des Bootes hin und der Fuß war auf der Stelle abgerissen. Eine solche Gefahr ist um so leichter möglich, da das im Boot liegende Seil leicht durch die Mannschaft, durch eine veränderte Richtung des Laufs, welches das verwundete Thier nimmt, oder auf ähnliche Art in Unordnung kommen kann. Ein schreckliches Beispiel erzählt Scoresby. Ein harpunirter Wallfisch zog bei dem Boote vorüber, daß das Tau nur auf den Dollbord oder die Seitenwand des Bootes zu liegen kam und das Boot Wasser zu schöpfen begann. Der Harpunier suchte deshalb das Tau wieder nach dem Vordersteven, d. h. die Spitze des Bootes zu bringen, aber die Leine schlang sich ihm um den Arm, und in dem nämlichen Augenblicke war er in den Fluthen verschwunden. Nur ein Einziger von der Mannschaft sah ihn über Bord fliegen und sein Schrei machte die andern erst aufmerksam. Die mörderische Kugel tödtet kaum so schnell, wie es hier geschah, denn der Wallfisch taucht so schnell hinab, daß er 8—9 englische Meilen in der Stunde zurücklegen würde und kaum eine Drittheilsecunde war hinreichend, das Leben des Unglücklichen zu beenden. Nicht einmal aufschreiben konnte er. Einem andern Harpunier kam bei einer ähnlichen Gelegenheit das Tau um den Leib, er konnte nur rufen: „Das Tau weg! Ach

Gott!“ und schon war er über Bord gerissen. Das Tau wurde gleich gekappt, aber kein Mensch sah wieder eine Spur von ihm.

Der getroffene Wallfisch bleibt gewöhnlich eine halbe Stunde unter dem Wasser, dann aber muß er, um Athem zu schöpfen, wieder die Oberfläche gewinnen. Meist steht man ihn in gewisser Entfernung vom Boote und dies ist nun der Augenblick, wo die andern zu Hülfe kommenden Boote ihre Jagd beginnen. So wie sie dem verwundeten Thiere genugsam nahe sind, werfen ihre Harpuniere ihre tödtliche Waffe in den Leib, so daß er nun drei, vier, vielleicht fünf erhält. Meistentheils aber steigt er gleich nachdem er die zweite Wunde fühlt, wieder in die Tiefe hinab und nöthigt so die übrigen Boote zu warten, bis er aufs Neue erscheint. Späterhin beginnt der Angriff mit den Lanzen, welche nach den empfindlichsten Theilen gerichtet werden. Der Blutverlust, der Schmerz von so vielen Wunden schwächt seine Kräfte. Aus den Blaselhörn spritzt er jetzt Wasser und Blut vermischt heraus. Zuletzt kommt nur ein Blutstrom. In weitem Umkreise wird das Meer purpur gefärbt. Boote, Matrosen, Eis, Wasser, tragen die Spuren des Kampfes. Selbst mit Del oder Thran wird der Pfad bezeichnet, welcher von seiner matten Fahrt sich bildet. Es träufelt aus den großen, vielen Wunden, die er erhalten hat. Endlich nimmt noch die Lebenskraft des Colosses den letzten Anlauf. Sein Schweif schlägt nach allen Seiten herum und peitscht das Wasser, daß man es weit und breit vernehmen kann. Jetzt legt sich das sterbende Geschöpf auf die Seite. Noch einige Augenblicke und es stöhnt zum letzten Male. Das Jauchzen seiner Feinde begleitet seinen Tod. Drei Hussahs und das Schwingen der Fahnen verkünden es allen, die es noch nicht gewußt hätten.

Wenn der Wallfisch nach dem ersten Harpunenwurfe wieder aus dem Meere herauskommt, ist er schon erstaunlich erschöpft. Es ist dies eine Folge des ungeheuern Druckes, welchen er von der auf ihm lastenden Wasserfläche erduldet, und der, wenn er 800 Faden tief geht, nach Scoresby's Berechnungen über 210,000 Schiffstonnen beträgt, das heißt so viel als sechszig der größten Schiffe an Gewicht betragen würden, wenn man sich dieselben bemannt und mit allen Bedürfnissen für sechs Monate ausgerüstet dächte. Wie lange es dauert, ehe der Kampf mit dem Wallfische zu Ende kommt, ist verschieden. Er kann in einer Viertelstunde beendigt seyn, er kann auch 40—50 Stunden dauern. Unter günstigen Umständen erfordert er meist etwa eine gute Stunde; in der Regel gehören 2—3 Stunden dazu. Wenn es unglücklich geht, kann aber der ganze Fang verloren gehen und das Thier ent schlüpfen. Mindestens nißt sein Tod dem Feinde nichts. Es kommen hier eben so sonderbare Fälle vor, wie bei der Hirschjagd. Das Thier wird ausgespürt, verfolgt, die Fährte geht verloren und wird wieder gefunden, wie es nun kommt. Einmal nahm ein Wallfisch, der glücklich getroffen war, den Weg so schnell in die Tiefe, daß das Tau gekappt werden mußte. Der Verlust betrug hundertfünfzig Pf. Sterl. In der Entfernung einer halben Stunde tauchte er wieder auf, allein der Versuch eines andern Bootes, ihn zu harpuniren, mißglückte. Der Wallfisch sah es und vermied den Streich glücklich. So schien er verloren für seine Feinde. Allein die ihm auslauernden Boote sahen ihn endlich ziemlich nahe vor dem einen wieder emporkommen und im Augenblicke hatte er zwei Harpunen in dem Leibe. Die Lan-

zen flogen eben so schnell in denselben. Erschöpft macht er keine Anstrengung mehr zum Fliehen. Aber acht Boote waren beschäftigt gewesen, den Fang zu vollenden.

Die Gefahr, daß ein Boot mit der ganzen Mannschaft verunglückt, entweder weil das Tau so plötzlich darauf drückt und es zum Sinken bringt, oder weil das Boot in den Bereich des Schwanzes vom Wallfisch kommt, muß besonders gefürchtet werden. Die Harpune kann natürlich um so stärker wirken, je näher das Boot dem Wallfische kam, sie dringt sonst nur in den Speck, fährt dann leicht wieder heraus und verursacht keinen Blutverlust. Aber je näher deshalb das Boot hinrudert, desto leichter wird es auch durch den gewaltigen Schlag des Schwanzes entweder umgestürzt oder wie das Bild hier zeigt, in die Höhe geschleudert. An sich aber ist der Wallfisch ein harmloses Thier. Nur Schmerz und Selbstvertheidigung bringen ihn zu solchen dem Menschen verderblichen Anstrengungen. Eben weil er an sich so friedfertig ist, wird er oft als stumpfsinnig beschrieben. Allein nach Scoresby ahnet er, wie fast jedes Thier, die Nähe seiner Feinde und verräth, ihnen zu entgehen, einen großen Scharfsinn. Ehe er den gefährlichen Wurf der Harpune empfängt, sucht er zu entfliehen. Ist ein Eisfeld in der Nähe, so eilt er unter dasselbe, wohin kein Boot folgen kann. Empfing er aber den schmerzlichen Wurf, was könnte er wohl besseres thun, als pfeilschnell nach der Tiefe des Meeres hinabschießen und so die Waffe los zu werden, wenn sie nicht tief eindringt? Nur der Gewandtheit, Kunst und Aufmerksamkeit seiner Feinde gelingt es in den meisten Fällen, dies zu verhindern, aber sein Streben verkert darum nicht an Zweckmäßigkeit. Und wenn die Ostküste von Grönland jetzt so wenig mehr von diesen Thieren sehen läßt, wie kann man dies anders erklären, als daß der Wallfisch andere minder zugängliche Meere aufsuchte, was dann wieder eine Art Nachdenken und Ueberlegung voraussetzte? Besonders ist auch die Liebe zu seinen Jungen so lebhaft, wie bei den meisten andern Thieren. Für sie ist ihm keine Gefahr zu groß, und die Mutter wird oft deshalb die Beute des Wallfischfahrers. Es macht derselbe gern Jagd auf einen kleinen Wallfisch, nicht wegen der Beute, die er selbst abgibt, sondern weil er hofft, auch die Mutter in den Kauf zu bekommen. Diese eilt dem verwundeten Jungen zu Hülfe, sie treibt es zum Schwimmen, sie flieht mit ihm, es mit ihrem Flosse drehend; sie scheint keine Gefahr zu kennen. Mitten durch die feindlichen Boote schießt sie hindurch. „Im Juny 1811, erzählt Scoresby, harpunirte einer von meinen Harpuniers einen jungen Wallfisch, in der Hoffnung, die Mutter dadurch zu fangen. Sogleich kam diese ganz nahe bei dem Boote des Harpuniers an die Oberfläche, ergriff das Junge und riß es ein hundert Faden tief mit ausnehmender Gewalt und Schnelligkeit mit sich fort. Darauf kam sie wieder empor, schoß wüthend hin und her, hielt oft inne oder änderte oft plötzlich ihre Richtung und gab alle Zeichen der höchsten Angst. So fuhr sie eine Zeit lang fort, obgleich beständig von den Booten gedrängt. Endlich kam eines derselben ihr so nahe, daß eine Harpune nach ihr geworfen wurde. Sie traf, aber blieb nicht sitzen. Es wurde eine zweite Harpune nach ihr geworfen, auch diese drang nicht ein. Eine dritte dagegen war wirksam und hielt fest. Gleichwohl versuchte sie nicht zu entfliehen, sondern lief

auch die anderen Boote nahe kommen, so daß sie in wenige Minuten noch drei Harpunen empfing und in Zeit von einer Stunde getödtet war.“

Als der Wallfischfang noch lebendiger ging, wie jetzt, als er sich namentlich bei Spitzbergen sehr ergiebig zeigte, hatten die Holländer hier eine Niederlassung begründet, wo alle zur Gewinnung des Fischbeins und des Thrans nöthigen Arbeiten unternommen werden konnten. Man hatte die Häuser dazu in Holland gebaut und sie stückweise hingebacht. Das Dorf hieß Schmeereenberg und galt als Sammelplatz aller holländischen Wallfischfahrer. Außer den nöthigen Thransfedereien und dergleichen gab es auch Schenken und Wirthshäuser. Elf Grade vom Pole entfernt fand man manche Genüsse des großen Amsterdams wieder. Jeden Morgen konnte man, wie in dieser Stadt, seinen Waffelkuchen essen. Die Wallfische verloren sich allmählig und Schmeereenberg verödete daher. Man weiß nicht mehr, wo es stand. Jetzt wird der Wallfisch, wenn er gefangen ist, dem Schiffe zur Seite gelegt und seines Specks, seiner Barden beraubt. Die Arbeiter tragen Stiefeln mit Stacheln, um nicht abzugleiten. Wenn die eine Seite abgefleischt ist, legt man das Thier um, auch auf der entgegengesetzten Seite diese Operation vorzunehmen. Andere Arbeiter zerhacken die großen Massen Speck in kleinere und übergeben sie den Rönigen, zwei Leuten, welche sie in den Raum schaffsen. Raubvögel schwärmen hierbei gierig umher. Eisbären und Haifische lauern in der Nähe und warten, bis der Raub des Menschen ihre Beute wird. In vier Stunden ist gewöhnlich dies Werk vollbracht und man kann auf einen neuen Fang ausgehen. Aber auch diese Arbeit ist nicht ohne Gefahr. Geht die See hohl, so droht jede Welle den Arbeiter von der glatten Fläche herabzureißen. Mit den großen Messern kann man sich und andere um so leichter verwunden, je unsicherer der Tritt und je beengter die Fläche ist. Oft stürzt einer in den offenen Rachen des Thieres und kann hier ertrinken, ehe ihm die Kameraden zu Hülfe kommen.

Wie sehr sich der Wallfischfang gegen die ehemaligen Zeiten vermindert hat, ist schon oben angedeutet worden.\*) Allein in den Jahren von 1818 bis 1830 fiel er gegen 30 Procent. Besonders zeichnete sich das Jahr 1830 durch nachtheilige Speculationen in der Art aus. Es segelten da aus den englischen Häfen 91 Schiffe nach dem Norden. Von diesen gingen 19 ganz und gar verloren. Eben so viel kamen heim, ohne einen Fisch gefangen zu haben, sieben hatten jedes nur einen erlegt. Die übrigen hatten zwei bis drei gewonnen. Durch Haverei war bei diesen Schiffen allein ein Kapital 143,000 Pf. Sterl. verloren gegangen. Thran und Fischbein stiegen allerdings um das Doppelte im Preise, und höher noch; allein der ganze Ertrag von beiden gab doch nur etwas über 155,000 Pf. Auch das Jahr 1831 brachte wenig Gewinn. Man ist daher auch in England der Meinung, daß sich die ganze Wallfischjagd nicht als großer Zweig der Nationalindustrie halten kann, sondern am Ende, wie von den

\*) Am meisten scheint er im Anf. d. 18. Jahrhunderts geblüht zu haben. Es gingen da gegen 600 Schiffe nach Spitzbergen und Grönland und alle Jahre wurden mehrere Tausend, nach einer Angabe 4 bis 5000 Wallfische gejagt. (Der kuriose Antiquar, 8. Aufl. 1746, S. 838.)

Holländern mit Verlust aufgegeben werden muß. Alle Meere, wo man das Thier sonst häufig fand, sind jetzt erschöpft, und wo man ihn jetzt noch sieht, wird er auch nicht mehr lange haufen. Zugleich wird das Bedürfniß des Throns durch viele Surrogate gedeckt. Zum Brennen dient das Gas, zur Vereinerung des Leders der Thran von den vielen Pfockenarten. So ist die Jagd des Wallfischfahrsers jetzt mehr ein Glücksspiel als eine Speculation zu nennen.

Am spätesten werden die Grönländer auf seinen Fang verzichtet. An ihren Küsten, westlich, östlich und südlich wird sich doch immer dann und wann einer sehen lassen und ihnen macht der Fang wenig Kosten. Zugleich ist die Jagd auf einen Wallfisch für sie ein Fest. Sie ziehen sich dazu an, als ginge es zur Hochzeit, damit der Wallfisch nicht fliehe und durch Unsauberkeit beleidigt werde. Männer und Frauen, wohl fünfzig an der Zahl fahren aufs Meer hinaus. Die Weiber nehmen Nadel und Zwirn mit, um die Kleidungen, im Boote (aus Seehundsfellen) im Nothfalle auszubessern, wenn Brüche hineinkommen. Jetzt suchen die Männer einen Wallfisch aus. Auch sie schleudern eine Harpune nach ihm, aber das Seil daran ist kaum zehn Ellen lang, und endigt sich in einem festzugenähten aufgeblasenen Seehundsfell, wodurch der Wallfisch sehr gehindert wird, in die Tiefe zu gehen, im Gegentheil genöthigt ist, viel früher herauf zu kommen. Erblickt man ihn wieder, so wird ihm dasselbe Loos zu Theil, was ihm die europäischen Harpunierer bereiten. Gleich nach dem Tode des Thieres bekleiden sich die kühnen Männer mit ihrem Spring-Kivortle, einer Kleidung, die aus Seehundsfellen besteht und keinen Tropfen Wasser zuläßt. Jetzt springen sie, so gesichert, ins Meer und fleischen nun den Speck von allen Seiten ab. Vor dem Ertrinken sind sie sicher. Ihr Kleid hebt sie so schnell und sicher empor, daß ein Wunder nöthig wäre, wenn sie sinken sollten.

An der Nordwestküste Amerika's wagen sich die kühnen wilden Küstenbewohner unmittelbar auf das gewaltige Thier und schlagen ihm einen Pfropf in eines seiner Blaselöcher. Er schießt in die Tiefe, sie schwimmen herum, bis er, was bald geschieht, heraufkommt. Noch einmal wird das gefährliche Wagstück an dem andern Blaseloch wiederholt und das furchtbare Geschöpf muß nun erstickt.

Von Zeit zu Zeit wird auch ein Wallfisch an die nördlichen Küsten und Inseln Europa's verschlagen. Gewöhnlich ist dann die Gegend weit und breit im Aufstande. Alles will schauen und wo möglich gewinnen. Walter Scott hat so eine Scene in seinem Seeräuber geschildert, der bekanntlich auf der größten der Orkneyinseln spielt. Es ist eben ein großes Gastmahl zu Ende, als einer hereintritt und meldet, daß ein Wallfisch in der Bucht der Insel sey. Da eilte alles schnell von der Tafel hinweg. Die mannigfachen Vorrathskammern wurden durchsucht, alle Waffen, wie man sie hierbei brauchen konnte, mitzunehmen. Harpune, Schwert, Pike, Hellebarden, stelen einige in die Hände, andere begnügten sich mit Hengabeln, Spießen und was nur sonst lang und scharf war. Ein Haufen stürzte sich in die Boote, ein anderer zog zu Lande nach dem Schauplatze der Tapferkeit.

Die Lage, in welche das böse Geschick des Feindes denselben versetzt hatte, war dem Unternehmen der Inselbewohner besonders günstig. Eine Fluth von ungewöhnlicher Höhe hatte das Thier über eine

große Sandbank in die Bucht gebracht, worin es jetzt lag. Kaum fühlte es das durch die Ebbe abnehmende Wasser, so gewährte es auch sogleich die Gefahr. Es machte verzweifelte Anstrengungen, über die seichte Stelle hinüber das tiefe Wasser wieder zu gewinnen. Doch bis jetzt hatte es seine Lage mehr verschlimmert als gebessert; es war zum Theil aufs Trockne gekommen und mithin dem beabsichtigten Angriffe ganz ausgesetzt worden. In diesem Augenblicke rückte der Feind gegen ihn an. Die vorderen Reihen bestanden aus muthigen jungen Leuten, mit den mancherlei genannten Waffen gerüstet, während, ihre Bemühungen zu schauen und zu beleben, die Mädchen und älteren Leute beider Geschlechter Platz auf den Felsen rings umher nahmen, welche über den Schauplatz hinaustragen.

Da die Boote eine kleine Landspitze umrudern mußten, ehe sie in die Mündung der Bucht gelangten, so hatten die, welche zu Lande nach der Küste eilten, Zeit gehabt, die nothwendigen Forschungen über die Stärke und Lage des Feindes anzustellen, auf welchen man nun einen gleichzeitigen Angriff zu Wasser und zu Lande zu machen beschloß.

Das Thier, wohl gegen sechzig Fuß lang, lag vollkommen ruhig in dem tiefen Theile der Bucht, in welche es sich gerollt hatte und schien die rückkehrende Fluth zu erwarten, die ihm sein Instinkt als gewiß verkündet. Ein Kriegsrath erfahrener Harpunierer ward augenblicklich zusammengerufen und von ihm beschlossen, daß man einen Versuch machen müsse, den Schweif des trägen Leviathan zu fesseln, indem man ein \*) Tau darum schlinge, das dann an der Küste mit einem Anker befestigt würde, und so seine Flucht verhindere, im Falle die Fluth eintrete, bevor man mit ihm zu Ende wäre. Als dies beendigt war, harpte man mit Ungeduld, am Strande Platz nehmend, bis die Seemacht in der Bucht selbst eintraf.

Die drei zu dem gefährlichen Versuche bestimmten Boote näherten sich nun der schwarzen Masse, die gleich einer Insel im tiefsten Theile der Bucht lag und sie, ohne Zeichen von Leben, näher kommen ließ. Schweigend und mit aller Vorsicht, wie sie das unheimliche Geschäft erforderte, schlangen die kühnen Abentheurer, als der erste Versuch mißlungen und bereits eine ziemliche Zeit vergangen war, ein Tau rings um den Leib des träge liegenden Ungeheuers und führten das Ende nach der Küste, wo hundert Hände sogleich beschäftigt waren, es zu befestigen.

Jetzt endlich wurde der unglückliche Sohn der Tiefe mit allen Arten von Geschossen bedeckt, Harpune und Speere flogen nach ihm von allen Seiten, Flinten wurden abgefeuert und jedes Mittel der Zerstörung angewendet, das ihn reizen konnte, seine Kraft in unnützem Toben zu erschöpfen. Als das Thier merkte, daß es auf allen Seiten von Klippen umgeben, und zu gleicher Zeit das Tau um seinen Körper gewährte, so würden die krampfhaften Anstrengungen, die es machte, verbunden mit dem Gesäßne, das einem tiefen lauten Brüllen glich, das Mitleid eines Jeden, der kein gewöhnlicher Wallfischfänger ist, ergriffen haben. Die sich wiederholend in die Luft aufsteigenden Wasserströme mischten sich nun mit Blut und die ihn umgebenden Fluthen nahmen gleiche röthliche Farbe an. Endlich konnte man den

\*) Ueber diesen Namen sehe man unsere Note im vorigen St. nach.



Kampf ziemlich zu Ende wännen, denn das Thier machte zwar noch Anstrengungen, frei zu werden, allein seine Kraft schien erschöpft, daß man glauben durfte, es werde sich auch mit Hülfe der Fluth, welche nun bedeutend gewachsen war, schwerlich los machen können.

Es ward nun das Zeichen gegeben, dem Thiere näher zu Leibe zu gehen. Zwei Boote rückten ganz nahe an. Eine Harpune traf ihn mit voller Kraft. Da nahm er, gleich einem Volke, dessen Hülsquellen durch vorübergehende Verluste und Unglücksfälle gänzlich erschöpft scheinen, seine ganze übrige Stärke zu einem Versuche zusammen, der zugleich verzweifelt, aber von Erfolg war; die zuletzt erhaltene Wunde hatte wahrscheinlich die äußere Schutzwehr des Speckes durchdrungen und einen empfindlichen Theil des Körpers ergriffen, denn er brüllte laut, indessen er den Lüften eine Mischung von Blut und Wasser zusandte, und während er das starke Tau wie einen Faden zerriß, warf er das eine Boot mit einem Schlage seines Schweifes um. Er selbst schwang sich mit einer gewaltigen Anstrengung über die Sandbank, auf welche ihn die Fluth bedeutend gehoben hatte und eilte in die See, die ganze Masse von Waffen mit sich fortführend, die in seinen Körper gepflanzt waren. Im Wasser blieb hinter ihm eine dunkelrothe Spur seines Laufes.

Wir überlassen ihn seinem Geschick und die getäuschten Bewohner der Orkneyinsel sollen uns auch nicht kümmern. Walter Scott aber hat sich auch hier durch eine treue, naturgemäße, durchaus nicht phantastisch übertriebene Schilderung ausgezeichnet. Ein einziger kleiner Fehler ist von ihm begangen worden, ungerechnet des falsch à la Milton gebrauchten Namens Leviathan! Er läßt seinen Wallfisch laut brüllen. Der Wallfisch ist aber, wie Scoresby sagt, der doch da gewiß vollgültiger Zeuge ist, stumm. Daß die Angst, der Schmerz, wenn er aus den Blasehö-

chern das hinaus Wasser treibt, einem Stöhnen, einem sehr lauten Stöhnen gleichen kann, wollen wir annehmen, aber mit dem Brüllen, wie wir es von einem andern großen Thiere zu hören gewohnt sind, hält es auch nicht den entferntesten Vergleich aus.

Große Wallfische, recht sehr große Thiere der Art, welche bei ruhigem Wetter sich pflegmatisch auf dem Meere lagerten, scheinen zu einer Fabel Gelegenheit gegeben zu haben, die sonst für ausgemachte Wahrheit galt. Wir meinen das Märchen vom Kraken. Wenn altengemäße Berichte und eidlich erhärtete Aussagen die Wahrheit einer Sache darthun könnten, so müßte es hier und bei den Hexenprocessen und in Gespenstergeschichten der Fall sein. Eine Menge Schriftsteller, namentlich Pontoppidan, erzählen und berufen sich auf Eide und vor Gericht beglaubigte Aussagen, daß öfters in den nordischen Meeren ein Thier aus dem Meere emporsteige, welches einer Insel an Umfang gleich komme, lange Zeit, Monate lang oben bleibe, sich mit Tausenden von Tonnen Fischen nähre und wieder langsam endlich in den Abgrund versinke. Das ganze Märchen mag noch durch Nebel, die in jenen Breiten so gewöhnlich sind und den Gegenständen ganz andere Umrisse geben, durch die den Schiffen eigenthümliche Leichtgläubigkeit, durch angeborenen Hang zum Wunderbaren, durch irgeleitete Einbildungskraft, in einzelnen Fällen scheinbare Bestätigung erhalten haben. Zum letzten Male wollte eine Häringsbunse 1786 so ein Ungeheuer gesehen haben und die Mannschaft legte zehn Eide darüber ab, die alle nicht so viel Glauben verdienen, als das Wort eines vorurtheilsfreien Mannes, der nicht eher glaubt, bis er alle seine Sinne zu Erforschung der Wahrheit angewendet hatte. Dr. B.

Verlag von Bossange Vater in Leipzig.  
Unter Verantwortlichkeit der Verlagsbandlung.

Druck und Stereotypie von W. Kasper in Karlsruhe.